

Taktgeber Russlands

TERMIN MIT DMITRIJ KITAJENKO Er war einer der einflussreichsten Dirigenten der alten Sowjetunion. Danach ging er nach Deutschland und gilt heute als wichtigster Tschaikowski-Interpret der Welt

Von Matthias Corvin

Draußen fahler Regen, drinnen goldener Glanz. Wer das Kölner Excelsior Hotel Ernst an einem trüben Tag betritt, schreitet in eine andere Welt. An der Rezeption herrscht reges Treiben. Alles ist in Bewegung. Behaglich wirkt die Freundlichkeit des Personals. Der ältere Herr, der aus dem Fahrstuhl kommt, ist an dieses Leben gewöhnt. Viel Zeit verbringt er in Hotels. Er ist Dirigent. Hat einen wachen Blick, der unter seiner silbergrauen Haarpracht hervorblitzet. Doch von der aufgesetzten Geschäftigkeit einiger Kollegen hat der 70-jährige Dmitrij Kitajenko nichts. Eher wirkt er lebenswürdig, ruhig, väterlich. Sein Outfit ist leger. Er trägt eine orange Strickjacke zur dunklen Hose. Überhaupt liebt er Pullover, auch in Orchesterproben.

Am Vorabend hat Kitajenko Tschaikowskis „Pathétique“ eingespielt, mit dem Gürzenich-Orchester Köln. Es ist der Auftakt einer Gesamteinspielung der Sinfonien. Im Studio musizieren die Musiker ganz anders als live, schwärmt er im Gehen: „Wir haben an dem Werk schon eine Weile gefeilt. Manche hatten beim letzten Satz sogar Tränen in den Augen.“ Es ist bereits sein drittes großes CD-Projekt mit dem Orchester, dessen Ehrendirigent er seit 2009 ist. So aufwühlend diese Musik auch klingt, so beherrscht nähert sich Kitajenko der Partitur: „Tschaikowski hat tolle Melodien geschrieben und ist sehr emotional. Aber seine Musik ist auch gefährlich. Ein Schritt zu viel nach links und es gibt zu viel Sentiment, ein Schritt zu viel nach rechts und es wird zu grob. Man muss balancieren zwischen Kammermusik und Sinfonik – aber mit russischer Seele.“

In der Hotellobby nimmt Kitajenko auf einem bequemen Sofa Platz. Neben ihm sitzt seine Frau. Sie begleitet ihn auf Reisen. In Interviews ist sie Stützwortgeberin. Sucht Kitajenko nach einem Namen, trägt sie ihn auf den Lippen. Ein eingespieltes Team. Mit berühmten Komponisten hat Kitajenko zusammengearbeitet, darunter Dimitri Schostakowitsch, Aram Chatschaturjan oder Alfred Schnittke. Sie haben viel über Atmosphäre, über Stimmung gesprochen. Schostakowitsch war bei den Tempi sehr genau, für ihn sollten sie meist langsamer sein als von den Dirigenten empfunden. Insgesamt habe er sich als Künstler in Russland wohlgefühlt. Lebenslang war eine Position sicher – solange die Person dem Regime genehm war. „Wenn ein Land viele Probleme hat, ist das für die Kunst nicht schlecht. Denn der Überlebenskampf ist ja ein wesentlicher Bestandteil der Kunst.“ Das behauptet Kitajenko und schweigt eine Weile.

Der in St. Petersburg geborene Dirigent gilt im Westen als Fachmann für russisches Repertoire. Als er seine Heimat 1990 verließ, ging er als Chef nach Frankfurt zum HR-Sinfonieorchester. Doch eine Stelle ist im modernen Musikleben nicht genug. Gleichzeitig wurde er Chef des Bergen Philharmonic Orchestra und des Berner Symphonieorchesters. Hinzu kamen Gastengagements etwa beim Scala-Orchester in Mai-



Röntgenblick: Ein Dirigent muss ein guter Psychologe sein, um ein Orchester leiten zu können, glaubt Dmitrij Kitajenko.

land, beim Concertgebouw in Amsterdam und beim London Symphony Orchestra. Es begann ein untriebiger Reisen zwischen europäischen Städten, nach Asien und in die USA.

Davor verlief sein Leben ruhiger. 14 Jahre leitete Kitajenko hinter dem Eisernen Vorhang die Moskauer Philharmoniker, formte sie zu seinem Klangkörper. Außerdem war er Chefdirigent des Moskauer Stanislavski-Theaters. Nur wenige Reisen waren möglich. Von acht Uhr morgens bis Mitternacht war Kitajenko im Haus. Ihn interessierte alles im Theater, von der Technik bis zur Regie. Er konnte das gesamte Repertoire dirigieren, denn „in Russland herrschte die Auffassung, dass der Chef alles macht“. So musizierte er Rossini, Puccini, Mozart und viele russische Komponisten. Er war glücklich.

Seine Chefposition verdankte er damals 29-Jährige indirekt einem Österreicher, dem Theaterregisseur Walter Felsenstein. Dieser sollte am Moskauer Stanislavski-Theater „Carmen“ inszenieren. Der amtierende Chefdirigent fand aber keinen künstlerischen Draht zu ihm. Felsenstein wollte schon abreisen, das Ministerium machte Druck. Kitajenko war Assistent und wurde gebeten, die Auffüh-

rung zu übernehmen. Dann ging alles ganz schnell, erzählt er: „Felsenstein war mit mir zufrieden, die Regierung dankbar und nach zwei Wochen war ich Chef am Theater. So ging das in der Sowjetunion.“

In Moskau und an der Komischen Oper Berlin arbeitete Kitajenko mit Felsenstein: „Er hat keine Regie angefangen ohne ein Gespräch mit dem Dirigenten. Er studierte mit jedem Sänger – stundenlang. Bei ihm war der Dirigent nicht nur Begleiter, sondern auch Regisseur. Bei jeder Orchesterprobe war er anwesend.“ Die „Carmen“-Inszenierung gilt als Meilenstein der Theatergeschichte. Felsenstein ließ die gesamte Vorstellung absagen, wenn ein Nebendarsteller fehlte. Jede Person war wichtig. Daher funktionierten seine Inszenierungen so perfekt. Diese Zusammenarbeit war für Kitajenko ein Vorteil, aber auch ein Nachteil. Er verstand sich mit wenigen anderen Regisseuren. Unverblümt klagt er über das moderne Regietheater: Wenn der Dirigent heute zwei Wochen vor der Premiere mit den Orchesterproben beginnt, sind Regie und Bühnenbild bereits fertig. Das will er nicht akzeptieren.

Kitajenko trinkt langsam seinen schwarzen Tee, den Russen lieben. Er erzählt in gebrochenem, aber flüssigem

Deutsch. Seinen Körper hält er leicht vorgebeugt, die Hände oft gefaltet. Fast nebensächlich beginnt er: „Ich weiß nicht, ob die Ausbildung für Dirigenten heute auf der richtigen Basis steht.“ Elektronische Hilfsmittel können sehr nützlich sein, aber auch viel schaden. Früher hätten die Studenten alle Partituren vierhändig am Klavier gespielt. Heute kaufen sie sich eine CD, üben vor dem Spiegel und glauben nach einer Woche schon ein Dirigent zu sein. Das spricht er wehmütig und fügt an: „Das Schlimmste aber ist, sie verlieren ihre Begabung als Interpreten. Sie folgen einer Tonkonserve und nicht ihrer inneren Stimme.“

Doch was macht einen guten Dirigenten aus? Kitajenko meint, er sollte eine Mischung aus Strenge und Nettigkeit haben. Kein Orchester will schlecht spielen. Es gilt, die Kräfte zu motivieren; nicht autoritär, sondern psychologisch feinfühlig. Heute sitzen in Orchestern junge Leute neben alten. Der eine hat das Werk noch gar nicht gespielt, der andere schon hundertmal. Die muss man zusammenbringen.

In Proben feilt Kitajenko besonders an leisen Stellen. Er ist geduldig, aber hartnäckig. Immer wieder lässt er Passagen wiederholen. Farben sind ihm wichtig.

»Der Korridor für Qualität wird immer enger, für Quantität hingegen ist schon eine große Straße geöffnet.«
Dmitrij Kitajenko im RM-Gespräch

Für die richtige Mischung der Holzbläser braucht ein Dirigent Fingerspitzengefühl. Die Musiker lieben ihn dafür. „Jeder Dirigent hat ein Geheimnis in Bezug auf den Klang“, erklärt Kitajenko. „Die Leute können ohne Stress viel freier spielen. Sie spielen dann nicht nach dem Dirigentensstab, sondern nach meinem Impuls.“

Zwischen russischen und deutschen Orchestern gab es große Unterschiede. Leute in westlichen Orchestern kamen zur ersten Probe gut vorbereitet. In Russland hatte man den Stolz, alles vom Blatt spielen zu können. „Russische Orchester

musste man emotional bändigen und an Details arbeiten“, berichtet Kitajenko. In Deutschland saßen die Noten bereits nach der zweiten Probe, die Interpretation musste in Richtung Emotion, Phrasierung, Weichheit gelenkt werden.

Wenn Kitajenko von Wien erzählt, leuchten seine Augen noch mehr. Auf Musiker übte die Metropole eine große Faszination aus. Der junge Russe durfte dort eine Zeit studieren. Er besuchte die Dirigentenklasse von Hans Swarowsky, für ihn „ein unglaublicher Analytiker“. Die eigene Technik war bereits ausgereift, aber das Gefühl für die Struktur der Wiener Klassik oder Bruckner lernte er in der Stadt Mozarts. Bedeutende Dirigenten erlebte er hautnah. Die Studenten schmuggelten sich in die Proben von Ernest Ansermet oder von André Cluytens – lauschten und lernten.

Schaut er zurück, war der Gewinn des ersten Karajan-Wettbewerbs in Berlin 1969 der entscheidende Karriereschub. Herbert von Karajan war zuvor mit den Berliner Philharmonikern nach St. Petersburg gekommen, wo Kitajenko studierte. Karajan gab einen Meisterkurs. Danach lud er einige der Teilnehmer zum Wettbewerb nach Deutschland ein. Kitajenko dirigierte Richard Strauss' „Don Juan“ – und wurde mit dem ersten Platz belohnt. Dieser Sieg öffnete ihm die Türen von Spitzenorchestern und Opernhäusern, auch im Westen. Schon damals dachte er kosmopolitisch.

Wenig bekannt ist, dass Kitajenko in Russland erstmals alle sinfonischen Werke von Richard Strauss auführte; außerdem Mahlers achte Sinfonie. Im Westen leidet er darunter, als Experte für russische Musik abgestempelt zu werden. Er ist davon überzeugt, dass „jeder Künstler das Beste der Weltkultur spielen oder lesen sollte“. Meist gibt es allerdings ein Nischendenken. Der eine gilt als Fachmann für Alte Musik, der andere für französische. Ganz extrem sei es in Japan, wo ein Russe nie Wiener Musik dirigieren dürfe. Doch die Spezialisierung hat auch Vorteile. Beim Gürzenich-Orchester ist Kitajenko verantwortlich für ganze Zyklen mit russischer Musik. Sämtliche Sinfonien Schostakowitschs und Prokofjews wurden erarbeitet und auf CD gebannt. Nur so entstehe „eine künstlerische Einheit, ein konstanter Stil“, sagt er.

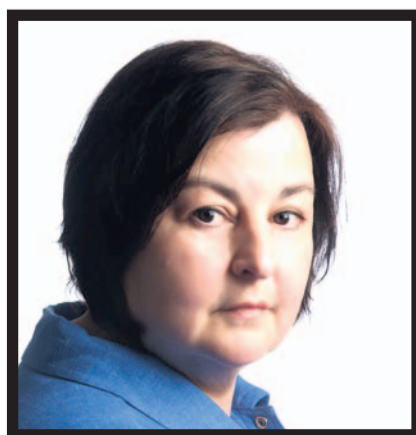
Den raschen Chefwechsel vieler Orchester sieht er skeptisch. Seine Stirn zieht sich dabei in lange Falten. Musiker brauchen einen alten Bekannten, eine vertraute Atmosphäre. Für Kitajenko wird „der Korridor für Qualität immer enger, hingegen ist für Quantität schon eine große Straße geöffnet“. Der Wandel lässt sich nicht zurückschrauben. Das Jet-set-Leben gefragter Dirigenten verläuft anders als früher. Sie hetzen von Ort zu Ort, finden kaum Ruhe. Ob die Kunst das aushält? Viele Orchester präsentieren nur Durchschnitt, Kitajenko nennt es „ein schönes Mezzo-Forte-Niveau“. Nach einer Pause fügt er an: „Heute muss man um Qualität eben wahn sinnig kämpfen.“ Als sich nach der Verabschiedung die Tür des Hotelfahrstuhls schließt, gleitet mit Kitajenko auch ein Grand Old Man der Klassik in den dritten Stock.

SUSANNE HÄFNER: ICH GESTEH

„Ich nörkle mich durch den August“

Bekanntlich lässt sich die Zeit beim Vergehen von niemandem reinreden. Es ist also möglicherweise ein klitzekleines bisschen infantil, einen Monat einfach so nicht zu mögen. Spezielle Vorlieben gibt es ja allenthalben: Die Liederdichter besängen den Mai, Melancholiker schätzen den November, Skifahrer freuen sich auf den Januar. Der Februar lässt außer den Blumenhändlern am Valentinstag wohl die meisten kalt. Ich finde alle Monate toll – außer den August.

Irgendwie ist immer das falsche Wetter. Mürrisch starre ich in den Sommerregen. Ist es heiß, beschwere ich mich über die Erderwärmung. Bei Kälteeinbruch sehe ich die nächste Eiszeit nahen. Schnell weg in den Süden – exorbitante Hauptsaisonpreise und überquellende Badebuchten all inclusive? Lieber nicht. Daheim ist wenigstens die Stadt leiser und leerer. Eigentlich: zu leer. Auf dem Marktplatz pfeift der Wind um die paar vereinzelter Gemüestände, deren Besatzung tapfer die Stellung hält. Schließlich sind wir Daheimgebliebenen dringend auf Vitamine



Susanne Häfner ist Schlussredakteurin.

angewiesen, denn krank werden ist eine ganz schlechte Idee. Der Hausarzt ist in der Toskana, der Orthopäde in Thailand, der Sachbearbeiter der Krankenkasse in Torre Molinos, seine Vertretung in Unkenntnis. Was soll's, ein bisschen Süden geht ja auch zu Hause. Leider rüttle ich beim Lieblingsitaliener an verschlossenen Türen. Aus nicht nachvollziehbaren Gründen hat sich die Mannschaft entschieden, statt meiner Auberginenrollchen lieber die eigenen Körper am Strand von Rimini zu grillen.



Wie wurde ich nur zur notorischen Hochsommerquerulantin? Womöglich, liebe Hobbypsychologen, hat meine mittelschwere Wespenphobie etwas damit zu tun. Ab Mitte August ist nämlich Schluss mit lustig. Für mich, nicht für die Gemeine Wespe: Sie hat das Größte für die Nachkommenschaft erledigt und gönnt sich nun massenweise Urlaub unter Menschen.

Straßencafés, Biergärten, Balkons, jeder Platz, an dem sich ein unschuldiges Stückchen Pflaumenkuchen aufhält, wird dann für mich zur No-go-Area. An der Bushaltestelle führe ich zur Verblüffung und Erheiterung meiner Mitmenschen Tänze auf, die mir auf jedem Indianer-Powwow zu Ruhm und Ehre gereichen würden. „April ist der cruellest month – April ist der grausamste Monat“, beginnt T. S. Eliot sein auch im weiteren Verlauf nicht allzu optimistisches Langgedicht „Das wüste Land“. Offensichtlich kannte er das wüste, leere, von wilden Tieren heimgesuchte August-Deutschland nicht.

Susanne Häfner ist Schlussredakteurin.

DER GANZ NORMALE WAHNSINN IN HONGKONG

Lebensretter Supermarkt

Wenn Hongkonger nach Deutschland kommen, werden sie schnell nervös. Die in ihren Augen auch am Montag leeren Straßen haben etwas Bedrohliches. Wie kann sich ein Mensch denn sicher und aufgehoben fühlen, fragen sie, wenn es nicht überall und jederzeit ein rettendes Taxi gibt? Wie schafft man es, nicht zu verhungern, wenn der nächste Supermarkt einen Kilometer entfernt liegt und auf dem Weg dorthin noch nicht einmal ein Nudelsuppen-Imbiss kommt?

Der Mensch in Deutschland, finden die Hongkonger, ist in existenzieller Weise auf sich gestellt. Das lässt sie erschauern und bange die eine Frage stellen, auf die alles hinausläuft: Wie lässt es sich ohne 7-Eleven überleben? Kaum eine Institution prägt so sehr den Hongkonger Lebenswandel wie 7-Eleven. Die Ladenkette betreibt um die 1000 Filialen in Hongkong. Im Zentrum. Ein Hongkonger weiß: Der nächste 7-Eleven ist maximal drei Minuten entfernt, und er wird geöffnet sein, rund um die Uhr, auch an Feiertagen. Die kleinen neonbeleuchteten Geschäfte befriedigen wesentliche Be-

dürfnisse. Sie verkaufen Getränke aller Art, Süßigkeiten, Knabberzeug, lokal angepasste Snacks wie etwa Fischbällchen. Dazu gibt es Zigaretten, Zeitungen und Zeitschriften, Batterien, Shampoos, Briefmarken, Tattoo-Imitate, DVDs, Schmerztabletten. Soweit erfüllt 7-Eleven etwa die Funktion der Tankstellen in Deutschland. Doch das ist nicht alles. Hongkonger können auch ihre Stromrechnung bei 7-Eleven an der Kasse bezahlen, Geld ins Ausland verschicken, in vielen Läden auch am Geldautomaten abheben, per



FOTO: BRILL/ULLSTEIN BILD

W-Lan online gehen, ihre Fahrkarte für den Fernbus nach China kaufen, ebenso Konzerttickets und Telefonkarten fürs Handy. Bezahlt wird meist mit der Octopus-Karte, einer aufladbaren Geldkarte, die man zum Bezahlen nur kurz an ein Lesegerät hält und die alle Hongkonger besitzen. Mit ihr fahren sie U-Bahn, zahlen im Supermarkt, im Café, beim Bäcker. Wichtigste Aufladestation für die Octopus-Karte ist – natürlich – 7-Eleven.

Doch die 7-Eleven-Kultur hat Nebenwirkungen. So verhindert sie die Entwicklung einer Online-Welt. Wer alles im Laden erledigt, macht weniger im Internet. Entsprechend sehen die Hongkonger Webseiten aus: Das Online-Banking ist vorsintflutlich, der Stromanbieterwechsel im Netz unmöglich, das Zugticket zum Selberausdrucken nicht existent. Als ich neu in Hongkong war, stellte ich mir eine Frage: Kann ein Mensch wirklich glücklich sein, wenn er sein Flugticket persönlich im Reisebüro kaufen muss? Warum muss ich neben der Fischbällchentheke Schlange stehen, um meinen Strom zu bezahlen? Markus Rimmele